

# Der Telegraph von Berlin.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich alle Freitage 1½ bis 1½ Bogen Text. Zu jeder Nummer gehört ein Modenkupfer, welches sechs Abbildungen der neuesten Pariser und Wiener Moden enthält; auch werden von Zeit zu Zeit Zeichnungen der neuesten Meubles etc. beigegeben werden.

Eine Zeitschrift  
für

Der Prämumerationspreis ist für Berlin monatlich 12 Sar. 6 Pf., vierteljährlich 1 Rthlr. 5 Sgr.; für auswärtige Teilnehmer vierteljährlich 1 Rthlr. 10 Sar. Die königlich wohlthätigen Postämter und alle soliden Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

## Unterhaltung, Mode, Lokalität und Theater.

Herausgegeben von R. v. Kädern.

Nur im Kraftgefühle  
Männlicher Beharrlichkeit  
Kämpft man sich zum Ziele.  
Matthison.

N<sup>o</sup> 7.

Berlin, den 17. Februar

1837.

### Arm und Reich.

(Schluß.)

Indessen verschwendete die Compagnie ihre Schätze nicht ohne Ruhm. Tippo Saib sah das Reich seines Vaters vor den Britischen Kanonen zusammensürzen. Diese heftige Bewegung der Völker und Nationen schien Eduard's Gedanken eine andere Richtung zugeben. Wir waren Zeuge des Sturzes von Mysore. Der Sturz jenes Thrones ließ ihn einen ironischen Blick auf sein eigenes vermeintes Unglück werfen, wie die capriciösen weinerlichen Thränen eines unerfahrenen Mädchens vor dem Schmerze einer Mutter verstummen. Allein die reiche Beute von Seringapatnam gab ihm seine Idee von Reichthum mit seiner Melancholie und seinen beständigen Klagen über die Unmöglichkeit, ohne großes Vermögen glücklich zu sein, zurück. Er war auf's Neue in dieser Stimmung, als ein wichtiges Geschäft ihn nöthigte, die Maldischen Inseln auf einige Tage zu besuchen: Ich begleitete

ihn auf dieser Reise, indem wir bei günstigem Winde ausliefen. Doch da das Wetter sich bald änderte, wurden wir von unserer Fahrt abgelenket, und geriethen am dritten Tage unter eine Inselgruppe, wo wir am Abend Anker warfen. Als wir deshalb mißlaunig uns auf dem Verdecke befanden, gesellte sich der Capitain zu uns, und gab, um uns die Zeit zu verkürzen, eine Beschreibung der in unserm Gesicht liegenden sandigen Hügel. Nachdem er uns mehrere Küsten, Vorgebirge, Ströme und Bänke gezeigt hatte, zeigte er uns eine kleine Insel mit den Worten: Diese Insel war früher bewohnt, mehrere Familien lebten dort gemächlich, denn man findet hier eine gute Wasserquelle und der Boden war ziemlich fruchtbar. Eines Tages entstand ein furchtbarer Orkan, wodurch sich das Meerwasser im Wirbel erhob. Mehrere der umliegenden Inseln litten hierdurch beträchtlich; diese aber wurde durchaus zerstört. Sie entschwand mehrere Tage hindurch, an welchen der Orkan

anhielt, gänzlich aus den Augen. Endlich, nachdem das Meer wieder ruhig war, bemerkte man die Oberfläche der Insel aufs Neue, allein sie war kahl und von Allem entblößt. Die Wohnungen und die Felder waren vom Meere verschlungen. Nur ein Baum und ein Mensch entgingen dem Untergange. Sie konnten durch den Nebel dort einen grünen Punkt erkennen, dies ist eine Kokospalme, die, wie man sagt, durch die Trümmern gestützt wurde, welche um den Baum zusammenstürzten. Die Fluthen nahmen die Stützen mit sich fort; aber die Wurzeln der Kokospalme haften fest im Sande; deshalb ist sie dort geblieben. Was den jetzigen Inselbewohner betrifft, so war er zur Zeit des Orkans abwesend; jetzt ist er der Einzige, der von der ehemaligen Bevölkerung noch übrig ist. — Wie! rief Seyton, ein Mensch wohnt auf diesem Felsen? — Man sagt es. — Aber wie kann er leben? — Ich weiß es nicht. — Die Erzählung hatte unsere Neugier erregt, und wir beschloßen am folgenden Tage die Insel zu besuchen.

Nachdem wir dort gelandet waren, bemerkten wir Anfangs Nichts, welches uns die Anwesenheit eines Menschen auf der dürrn Einöde gezeigt hätte. Wir sahen keine Spur von Dammerde; das Ganze war ein mit Sandhügeln besäeter Kalkfelsen. Doch verloren wir den Palmbaum nicht aus dem Auge, und richteten dort hin unsere Schritte, indem derselbe uns immer deutlicher und größer erschien. Doch vergebens suchten wir irgend eine Spur, welche die Gegenwart eines Inselbewohners uns verkündet hätte. Endlich war unsere Ueberraschung nicht gering, als wir am Fuße des Baumes eine kleine Hütte bemerkten. Ein Mensch also bewohnte diese Wüste. Ohne Zweifel war es ein Unglücklicher, der des Lebens und der Menschen müde, hier seinen Kummer begraben wollte. Vielleicht ist er aus Schmerz im Elend gestorben, oder vielleicht hat er sich von einem jener Vorgebirge gestürzt, um sich freiwillig mit jener Bevölkerung wieder zu vereinigen, die er

überlebt hatte. Von dieser Art waren unsere Gedanken, als wir aus der Grotte eines durchaus kahlen Felsens einen Indier auf uns zukommen sahen, den Bewohner, den König. Es war ein magerer Greis von Olievenfarbe, dessen Gang jedoch von Kraft und Gesundheit zeugte. Sobald er uns erblickte, war er weit davon entfernt, Furchtsamkeit zu zeigen, sondern er kam auf uns zu mit eiligem Schritte, indem sein Gesicht Vergnügen und Zufriedenheit ausdrückte. Als er uns begrüßt hatte, holte er aus seiner Hütte Kokosnüsse, getrockneten Fische und ein mit Palmwein gefülltes Gefäß, und nachdem er eine Matte auf dem Boden ausgebreitet hatte, setzte er sich zu uns nieder.

Diese so offene und bescheidene Gastfreundschaft, das so einfache und großartige Gemälde des Meeres, des Himmels und der kahlen Felsen, das melancholische Gefühl der Schwachheit, welches den civilisirten Menschen im Gegensatz zu den Naturkräften zu ergreifen pflegt; alles dies überraschte den stolzen Engländer und das Schauspiel war auch nicht ohne Reiz für mich. Ein leichter Wind wehte uns vom Meere zu; die Sonne ging auf und beleuchtete den Gipfel des Palmbaums, dessen eichenartige Blätter lange Streifen von Licht und Schatten vor unseren Augen hin und her wiegten. Die Helle des Tages verbreitete sich allmählig und färbte die uns umgebenden Gegenstände mit verschiedenen Schattirungen. Man hätte glauben sollen eine leichte Bewegung von Leben verbreite sich über die Tafel.

Seyton, der anfangs beständig seine Blicke auf unser Schiff wandte, dessen Flaggen hinter einem Felsen hervorragten, dachte bald an nichts anderes, als an unsern Wirth und seine Lage. Dieser sprach das Arabische, die gewöhnliche Sprache der dortigen Muhamedaner. Wir waren im Stande, ihn zu verstehen, und bald war ein freundschaftliches Gespräch unter uns angeknüpft.

Was hat bei Euch den Entschluß hervor-

gebracht, fragte Seyton, allein in diesem einsamen Orte zu leben? — Das Geschick, erwiederte der Indier, indem er die Arme auf der Brust kreuzte und sein Haupt gegen den Himmel richtete. Nach jenem Unglück, als ich hieher zurückkehrte und erblickte, wie die Fluthen nicht einmal das Grab meines Vaters verschont hatten, fand ich Nichts, denn das Meer hatte Lebende und Todte mit sich fortgeführt, die Palmbäume, die ich gepflanzt hatte, als Gott mich und mein Geschlecht segnete, waren mit meinen Söhnen verschwunden. Ein einziger Baum war auf der ganzen Insel zurückgeblieben, derselbe, an dessen Fuße ich geboren war. Der Wille des Propheten befahl mir, hier zu bleiben. Ich that es und ich danke ihm; er kennt den Ort, an dem wir glücklich leben können, am besten. — Aber Ihr müßt doch häufig zu Euren Stammgenossen an der Küste Zuflucht nehmen. — Ach! sagte lächelnd der Indier, seit 20 Jahren Sorge ich ganz allein für mich selbst. — Wie! eure Kleidung, eure Nahrung — Alles ist da, sprach er, indem er auf die Palme zeigte und sie umarmte. Ihre breiten Blätter genügen mir, um meine Hütte zu bedecken, aus ihren Fasern flechte ich meine Matten; ich finde in der Frucht die Milch, die mich ernährt, und das Del, welches meine Glieder geschmeidig macht. Aus der ersten Rinde des Baumes webe ich meine Kleider und die Netze, die ich zum Fischfang brauche. Gefäße und Hausgeräth, Alles, was ich brauche, ist da, was habe ich noch zu wünschen? — Aber der Mensch kann nicht allein leben; habt Ihr niemals das Schicksal der anderen Inselbewohner, Eurer Nachbarn, beneidet? — Das Antlitz des Menschen erblicke ich gern, ich gestehe es; jedoch bisweilen besuchen mich die Fischer, und die Seltenheit erhöht alsdann den Genuß. Meine Erinnerungen sind hier, wo kann ich sonst leben? Mein Baum, läßt er sich fortbringen? Ist er nicht mein Bruder, mein Wohlthäter, meine Stütze, das Buch, worin ich die Gefühle meiner Ju-

gend aufgezeichnet finde? Mein Vater hat ihn gepflanzt, meine Mutter pflegte ihn und mich mit gleicher Sorgsamkeit, als wir jung und schwach waren. Er war der Zeuge der glücklichsten Stunden meines Lebens, ein jedes meiner Jahre wurde auf seiner Rinde durch einen knotigen Ring bezeichnet. Hier ist das Grab der Meinigen, hier pflege ich mich der Erinnerung zu überlassen und zu beten; dies ist meine erste Handlung am Tage, und ich war im Begriff sie zu vollbringen, als ich Eure Stimmen hörte. — Aber die lange Weile, macht die Euer Dasein Euch nicht zur Last? — Die lange Weile? ich kann sie nicht kennen. Jeden Augenblick bin ich beschäftigt; die 3 Erndten meiner Früchte, das Weben meiner Stoffe, meine Hütte, meine Netze und der Fischfang nehmen mich in Anspruch; und dann bin ich auch nicht allein. Zahlreiche Familien von Seevögeln bewohnen neben mir diese Felsen. Seht, sie nahen sich uns mit der herankommenden Fluth; es sind meine Nachbarn, meine Gesellschafter und meine Freunde; sie kennen mich und fürchten meine Gegenwart nicht. — Wirklich umflatterten uns mehrere Seevögel und gruppirteten sich dicht neben dem Indier; er warf ihnen einige Stücke von gebratenem Fische zu, und sie verschwanden, um auf's Neue den Golf zu umkreisen. — Dies ist eine neue Hilfsquelle, die Euch der Himmel bietet, sagte Seyton. — Ich sollte sie ohne Noth vernichten? welche Gesellschaft würde mir dann bleiben. Im Gegentheil, wenn mein Fischfang beendigt ist, so erhalten sie ihr Theil. Sie kommen auf den Ruf meiner Stimme, und ich genieße das schöne Schauspiel ihrer Spiele und ihrer Liebe. — Dies also ist Euer Vergnügen? — Es ist nicht das einzige; die Morgen-sonne, die Aussicht auf's Meer, die vorübergehenden Schiffe, die Leuchtkäfer des Abends, bisweilen der Wein meines Baumes. — Eurem Glücke fehlt also nichts? — Ach, antwortete der Greis, es würde vollkommen sein, wenn der Betel noch auf der Insel wüchse;

einst bewegten sich seine Zweige beim Hauche des Südwindes, und umdufteten die ganze Insel. Doch, fügte er hinzu, verschaffe ich ihn mir jetzt durch Austausch gegen Nußschalen, die ich bearbeite, oder durch Stricke und Segel, die ich aus den Fasern der Palmblätter webe. — Ihr treibt also sogar noch Handel? — Der Prophet hat die Arbeiten des Menschen und die Früchte des Baumes gesegnet, er hat mir Ueberfluß bewilligt, doch bisweilen mangelt mir der Betel, denn kein Mensch ist vollkommen glücklich. Ihr Fremden erleidet, wie es scheint, noch einen größeren Mangel; denn eure Zähne haben nicht die rothe Farbe, welche denen gemein ist, die jene Frucht genießen. — Der Betel wächst nicht in unserm Vaterlande. — Unglückliches Land! doch gewiß seid ihr durch andere Dinge gesegnet. —

Jenseit des Golfs war ein Reich unter den Schlägen des unersättlichen Reichthums unter unseren Augen zusammengestürzt, jedoch brachte der Indier einen tieferen Eindruck bei uns hervor als der Sturz der Sultane von Mysore. Während längerer Zeit wagte es Eduard Seyton nicht mehr, sich über sein Geschick zu beklagen. — Als wir unsere Geschäfte beendigt hatten, und jenen Theil Indiens verließen, wollten wir noch einmal unsern Gast und seinen Palmbaum besuchen; wir brachten Betel, aber der Indier erhielt nicht mehr unser Geschenk. Wir sahen nicht mehr den leichten Gipfel der Palme; ein Orkan hatte Alles zerstört. Der Baum war umgeworfen und der Indier lag todt neben ihm. Wir höhnten den Palmbaum aus; der Körper wurde hineingelegt und der Sand des Ufers bedeckte Beide.

### Der Tod des Marquis von Posa.

Der Marquis von Posa war, ehe Schiller seinen Don Carlos auf die Bühne brachte, eine noch wenig bekannte Person, von welchem

viele glauben möchten, es sei ein erdichteter Name. Seine Geschichte ist in der That zu anziehend um sie nicht mitzutheilen.

Am spanischen Hofe lebte zur Zeit Philipp II. der Marquis von Posa; ein junger Mann, der mit einem äußerst wohlgebildeten Aeußern, angenehme Sitten, edlen Anstand und Gewandheit in allen körperlichen Uebungen verband, welche Eigenschaften durch seine hohe Geistesbildung doppelten Werth erhielten. Mit größtem Eifer bewarb sich der junge Marquis um die Liebe einer Hofdame, welche bei der Königin in der größten Gunst stand, und ihr völliges Vertrauen besaß. Die Camera major (Hofmarschallin) der Königin war damals Donna Catharina von Velasco, die Muhme des Connetabel von Castilien. Diese Dame, eben so intrigant als listig, hing ganz von dem Könige ab; und da sie dessen argwöhnische und eifersüchtige Gemüthsart nur zu gut kannte, so hinterbrachte sie ihm von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Thun und Treiben der Königin, um sich dadurch recht fest in seiner Gunst zu erhalten. Durch die Klatschereien dieser Dame wurde der König gar bald auf die liebenswürdigen Eigenschaften des Marquis von Posa, auf seine unverholene Reigung zu der Hofdame und das unverkennbare Vertrauen, womit diese seit kurzem von der Königin, seiner Gemahlin, beehrt ward, aufmerksam.

Sie gab dem Könige zu verstehen: Sie befürchte sehr die Wünsche und Reigungen des Marquis gingen höher hinauf, als man vermuthete; die Liebe zu der Hofdame sei nur der erborgte Vorwand einer weit höheren Leidenschaft, und diese Dame selbst bloß die Vertraute von Beiden. Mehr bedurfte es nicht, um im Herzen des Königs die Eifersucht völlig zu entflammen, welche einige Tage zuvor durch die etwas übertriebene Lobeserhebungen entzündet worden war, die die Königin, ohne an etwas Arges zu denken, in seiner Gegenwart den seltenen Eigenschaften und Verdiensten des Marquis von Posa ertheilt hatte.

Dies war mehr als genug für ein so verdorbenes und vergiftetes Gemüth, um ununterbrochen darauf zu denken, neue Entdeckungen in dieser Sache zu machen, und dann fürchterliche Rache zu nehmen. Uebrigens ließ Philipp während vier ganzer Monate nicht im geringsten merken, welche Anschläge er in seiner Seele brüete. Nur als er und die Königin einst mit einander von einem Pferderennen in Madrid zurückkehrten, und die Königin den Marquis, als einen guten Reiter, gelobt hatte, antwortete ihr der König mit einer bitteren Auspielung!

Nach spanischer Sitte ist es nichts weniger als unschicklich, daß die erklärten Liebhaber der Hofdamen diese von ihren zärtlichen Gesinnungen schriftlich unterhalten, und daß die Damen ihrerseits die verliebten Schwüre und Versicherungen in Briefen annehmen.

Eines Tages las die mehrerwähnte Hofdame, welcher der Marquis von Posa seine Reizung zugewendet hatte, zusammen mit der Königin einen solchen Brief von jenem; unvermuthet aber trat jetzt der König in das Zimmer. Weil nun seine Strenge allgemein bekannt, und nicht nur von der Hofdame, sondern selbst von der Königin sehr gefürchtet wurde, so verbarg diese, welche den Brief in der Hand hielt, denselben schnell in einen Ärmel ihres Gewandes, aber nicht behende genug, um nicht von dem argwöhnischen Blick Philipps bemerkt zu werden. Rasch ging er auf sie zu, riß ihr den Brief aus dem Ärmel und fragte, von wem er käme? Sie antwortete ihm, der Marquis von Posa habe ihn an seine Geliebte geschrieben. Hierauf las ihn der König und leicht überredete ihn seine Eifersucht, daß die Ausdrücke darin viel ehrerbittiger und unterthäniger wären, als sie der Marquis von Posa in einem Briefe an eine Hofdame würde gebraucht haben. Da er nun nicht länger zweifelte, daß der Brief von dem Marquis von Posa an die Königin geschrieben sei, so wurde das Verderben Beider beschlossen. Ohne eine weitere Ur-

sache anzugeben, beauftragte er damit seine zwei vertrautesten Diener, den Prinzen Don Buigomes, seinen nachherigen Kellermeister und den Kammerherrn Grafen von Fuentes; und zwar sollte der erste den Plan entwerfen und dem zweiten wurde die Ausführung übertragen.

Ein Mönch vom Orden der schwarzen Büßenden suchte den Marquis von Posa zu begegnen; er traf ihn auf der Calle Mayos in Madrid, nahm ihn auf die Seite und sagte ihm: Er möge sein Leben nur verloren geben, denn er sei dem Tode geweiht, und müsse ohne Rettung sterben; es werde ihm nur noch so viel Zeit gegönnt, als nöthig sei, sein Gewissen in Ordnung zu bringen; um sich mit Gott zu versöhnen. Der Marquis antwortete: er fühle sich demjenigen verpflichtet, der, indem er ihn selbst verderben wollte, doch noch für das Heil seiner Seele Sorge trage; auch ihm dem Mönch danke er für die Nachricht und wolle die Zeit, die ihm noch zu leben gegönnt sei, zu seinem Besten benutzen. Der Marquis kehrte sogleich nach Hause, machte sein Testament, und vertheilte Alles, was er besaß, unter seine Freunde und unter seine Diener. Hierauf hüllte er sich in Trauerkleider, legte seinen Degen ab, nahm statt dessen einen Rosenkranz; und so, nur von einem einzigen Pagen, den er von all seiner Dienerschaft behalten hatte, begleitet, besuchte er die Kirchen von Madrid, gab reichliches Almosen an die Armen, beichtete, nahm das Abendmahl und erwartete dann ruhig und gefaßt seinen herannahenden Tod.

Vergebens war es, daß seine Verwandten und Freunde ihm riethen, ja ihn beinahe mit Gewalt nöthigten, nach Portugal zu flüchten; vergebens war es, daß sie ihm versprachen, ihn dabei zu unterstützen und ihn bis an die Gränze zu begleiten.

Indessen waren seit der Warnung des schwarzen Büßenden, mehr als 14 Tage verstrichen, und schon glaubte man, die Nachricht sei erdichtet und das Betragen des Marquis zu voreilig gewesen, als er eines Abends, in-

dem er aus dem Hause seiner Tanten in das seinige, das in der Nähe lag, zurückkehren wollte, von einem Bettler um einen Almosen angesprochen wurde; während der Marquis ihm etwas darreichen wollte, streckte ihn der vermeintliche Bettler, der einer von den verkleideten Leuten des Grafen Fuentes war, mit einem Pistolenschuß todt zu Boden, und zwei andere von den Leuten des Grafen, obwohl sie sahen, daß der Marquis bereits von dem Schusse getödtet sei, zerfleischten den Leichnam noch mit ihren Dolchen und Degen, und zogen sich hierauf zu dem Grafen zurück, der in einer Ecke der Straße auf sie wartete. Die Nachricht von dieser Ermordung verbreitete Erstaunen in ganz Madrid, welches noch vermehrt ward, durch den plötzlichen Tod der Königin Elisabeth; welcher in vier Tagen, nach der Ermordung des Marquis erfolgte.

### S m y r n a.

Der Europäer, der zum ersten Mal Smyrna betritt, staunt mit Recht über die nationale Verschiedenheit in der Religion und Sprache, in der Kleidungstracht und in den Sitten der Einwohner. Jede Nation hat hier ihre Repräsentanten, mit ihren eigenen Ceremonien, ihren eigenen Festen, ja sogar mit ihren eigenen Kalendern. Oft hält man Fasttag, oder man ergötzt sich in einem Stadtviertel, während man in dem andern arbeitet, oder sich kasteit. Am Freitage schließt der Türke seinen Laden, am Sonnabende der Jude den seinigen, und am Sonntage kommen Griechen, Armenier und Franken an die Reihe. Diese Völker alle vereinigen sich niemals zu demselben Zwecke; nur auf dem Bazar treffen sie zusammen, um den Marktpreis der Baumwolle oder des Opiums, den Werth eines Pfasters oder Dollars festzusetzen. Noch greller aber tritt diese Verschiedenheit der Gebräuche bei dem weiblichen Geschlechte hervor. Die Hälfte der

Frauen von Smyrna lebt zurückgezogen, und bleibt beständig den Augen des Publikums verborgen; die Andern genießen dieselben Freiheiten, als unsere Damen in Europa. Die Sorge, welche eine Frau trägt, ihr Gesicht zu verschleiern oder zu zeigen, verräth dem aufmerksamen Beobachter leicht, welcher Nation sie angehört. Die Frauen und Töchter der Griechen und Franken gehen mit ganz unverhülltem Gesichte; die Jüdinnen und Armenierinnen zeigen nur die Hälfte, die Türkinnen lassen gar nichts davon sehen. Die Griechinnen tragen nicht nur keinen Schleier, sondern geben sich sogar die größte Mühe, recht in's Auge zu fallen. Festlich geschmückt, sitzen sie Stunden lang auf ihrem offenen Balkon, regungslos und schweigsam, wie schöne Portraits in goldenem Rahmen; und geht man z. B. zur Nachmittagsstunde durch die „Rosenstraße,“ glaubt man durch eine wunderherrliche Gemäldegalerie zu schreiten.

Man spricht in Smyrna fast mehr Sprachen, als beim Thurm von Babel; in einer einzigen Straße, auf einem einzigen Bazar hat man tagtäglich das Vergnügen, die Ueberbleibsel der drei merkwürdigsten Völker des Alterthums beisammen zu sehen, — nämlich Römer, Griechen und Juden. Das unter den Franken gangbarste Idiom ist ein italienischer, oder besser gesagt, ein arabisch-sicilianischer Jargon, der sich immer mehr über den Archipel, über die Stapelplätze der Levante und alle Küsten des mittelländischen Meeres ausbreitet. Wenn jede der drei Hauptsprachen, die man in Smyrna redet, den Charakter, die Stellung und die Bedürfnisse der verschiedenen Nationen ausdrückt, so ließe es sich leicht beweisen, daß man in der türkischen gebietet, in der neugriechischen schmeichelt, und in der italienischen bittelt. Das Französische ging mit der Convenienz zu Grunde. So viele kontrastirende Elemente gerathen natürlich in Gährung; denn es ist kein Volk, das vor uns liegt, sondern eine kampfirende, durch Privatinteresse und

Despotenjoch zusammengetriebene Karavane, wo jeder nur für den Tag und in den Tag hineinlebt, wo Jeder seine persönlichen Interessen verfolgt, die kein allgemeines Gesetz leitet, kein gemeinsames Land verknüpft. Man erblickt hier nur einen Pascha, der über freie Sklaven gebietet, Leute, die Tribut auslegen, und Leute, die Tribut bezahlen. Die Furcht ist der einzige Hebel dieses excentrischen Bürgervereins, und die bewaffneten Schergen einer neu organisirten Polizei lassen der blanken Klinge keine Rast in der verrosteten Scheide.

### Damenwelt in Mexiko.

„Stern meiner Seele, Fackel meines Lebens, Sohn meines Herzens!“ so liebkost die Mexikanerin, wenn sie früh Morgens in ihrer Topada \*), bei einem zärtlichen Rendezvous, ihrer Pflichten, als Gattin und Mutter, vergißt. Eine spanische Convenienz artet schnell zu einer italienischen Zügellosigkeit aus, so wie das Concubinat die Etiquette bestiegt. Der mexicanische Liebesgott ist ein kleiner, zierlicher Amor von Marmor, mit Flügeln von Wachs und Pfeilen ohne Köcher. Thorwaldsen hat den Kumpf, Canova die Flügel, und Dannecker die Pfeile gemeißelt. Eifersucht, Anmuth und spielende Kraft, Wohlsein, Wollust und Flattersinn, skandinavische, römische und deutsche Mythologie, vereinigen sich zu einer Personificirung, zu einer Apotheose der Liebe in Mexiko. Eine Spaziertour auf der Alameda macht zufällig den Anfang zur Bekanntschaft. Der Fächer wird in der Hand der Sennora zu einem Telegraphen ihrer geheimsten Gedanken, ihrer sinnreichsten Gefühle; Puzhändlerinnen übernehmen gern das einträgliche Geschäft einer privilegirten Postbeförderung von Billets oder Geschenken. Die Camarera erscheint endlich, als wohlbestallte Friedensunterhändlerin. Aber die geheimen Punkte eines solchen Concordats blei-

ben immer die schlimmsten; denn Sennora ermangelt selten, schon am andern Morgen um eine Geldanleihe zu bitten, während die Camarera bei einem vorläufigen Präsent von zehn Unzen ein impertinentes Caracco murmelt.

Die mexikanischen Frauen sind im Allgemeinen klein, doch üppig gebaut; dabei zeichnen sie sich durch einen zierlichen Wuchs, niedliche Füßchen und sehr schönes Haar vorthelhaft vor ihren andern amerikanischen Schwestern aus. Ihr Gang ist leicht und anmuthig, ihr Teint so weiß, aber auch so unbelebt, wie Wachs; nur häufiges Baden erhält die Elasticität ihrer sonst trägen Glieder. Der Tanz ist die einzige Kunst, die sie mit Leidenschaft und großer Vollkommenheit üben. Für das Hauswesen sorgen ausschließlich die Großmütter und Tanten, indem Toilette, Siesta, Andachtsübungen, Besuche, Spaziergänge, Einkäufe und Intriguen der jungen Dame angenehm die Zeit verkürzen. Die Mexikanerin geht alltäglich in die Messe und der Anzug besteht, heute wie Morgen, aus einem schwarzen seidenen Kleide, einem kleinen, gewöhnlich rothem Schwal von gesticktem Atlas, weißen oder fleischfarbenen Strümpfen von Seide nebst Schuhen vom selben Stoffe, in der prächtigen Mantilla. Wahrscheinlich um die kleine Gestalt etwas zu heben, ziert ein hoher Schildpattkamm die glänzend schwarzen, überaus zierlich geflochtenen Haare, worin aber auch das geschickteste Kammermädchen vorsätzlich einige gewisse kleine ungalante Gasse zurückläßt, damit so der Gebieterin zu wiederholten Malen das Vergnügen der Säuberung zu Theil werde. Dabei genießen die mexikanischen Frauen eben so vieler Freiheit, als die deutschen oder gar französischen. Die emsige Aufwartung, die ritterliche Achtung und Ehrerbietung, die man ihnen allgemein widmet, beweisen seltsam, daß sie noch eine Herrschaft besitzen, welche die Damen in Europa seit dem Ende des letzten Jahrhunderts für ewig eingebüßt zu haben scheinen.

\*) Vermummt durch Kappe und Mantille.

## Die verkehrte Welt.

Bei manchen Stadtkirchweihen Brüssels, erzählt Dr. E., pflegen die Bewohner der Straßen, auf welche sich die Feier erstreckt, Transparente auszuhängen, die, seit undenklichen Zeiten, fast immer Scenen aus der verkehrten Welt darstellen. Die Kinder lehren den Schulmeister, die Mäuse fressen die Katzen, Couriere reiten auf Krebsen, die Wölfe pflegen die Kinder, die Hyänen theilen Almosen aus, trösten die Weinenden etc.

Es sind das tolle, freuznarrische Dinge, aber diese Narrheit läßt sich, wie jede andere, denn die Schlange, welche den Ring des Ewigen bildet, beißt sich in den Schwanz, so weit treiben, daß sie einen Anstrich von Weisheit erhält.

In einer vollkommenen verkehrten Welt finge das Leben eines Napoleon auf der einsamen Insel Helena an, und endete im Mutterleib. Die riesengroße Eiche verlöre sich in die kleine Eichel. Der Wein würde die Weintraube, diese den Weinstock erzeugen. Der Damen schönste Kleider gestalteten sich nach und nach zu Baumwollensauden oder Seidenwürmern. Der Schlußsatz müsse stets dem Vorderatz vorangehen, die Weltgeschichte begönne mit dem heutigen Tage und endete mit der Erschaffung. Der Anfang einer gerichtlichen Untersuchung wäre das Köpfen oder die Abführung in eine Strafanstalt, und der Untersuchungsrichter würde sich viel plagen müssen, um endlich bis zur summarischen Vernehmung zu gelangen. Die Henne würde zum Ei werden, und dann wäre es allerdings eine Anmaßung, wenn Erstere klüger sein wollte, als Letzteres. Die Thüren und Fenster würden sich zu Bäumen, die Steine zu Felsen vereinigen. Die Verspeisung des Menschen durch Würmer im Grabe wäre der erste Schritt auf der irdischen Laufbahn, und der Leichenzug was die Taufe ist. Das Tagewerk des Menschen begönne damit, daß er sich ermüdet zu Bette legte. Der Magen erzeugte Obst, Gemüse, Fische, Geflügel,

statt dieselben zu verdauen. Ein Stich in das Herz wäre Lebenserregung. Möglichst arm zu werden würde des Reichsten Haupt Sorge sein. Der Bäcker hätte Mühe, das Brod zu Mehl, der Müller das Mehl zu Korn zu machen; dem Metzger fiel das schwere Geschäft zu, Ochsen und Kälber zusammen zu setzen. Der Leser verseze sich in diese Welt, denke fleißig über die Anordnungen derselben, die im umgekehrten Verhältnisse ebenso weise sind, als die unsrigen, nach, und stellt sich zufällig bei ihm Wahnsinn ein, so hat er in der verkehrten Welt einen hohen Grad von Weisheit erreicht.

## Orientalische und occidentalische Gegensätze.

Wie die Liebe sich in Gegensätzen gefällt, so auch die Sitte und Gewohnheit, die im Orient das gerade Gegentheil von dem ist, was im Occident gebräuchlich ist. Der feine Beobachter, Fürst Pückler, giebt uns in seinen afrikanischen Reisebeschreibungen eine lebendige Schilderung dieser entgegengesetzten Gewohnheiten und Gebräuche. Er sagt: Weiterhin bemerkten wir einige Weiber, welche Wäsche mit den Füßen stampften, welches die allgemeine hiesige Manier zu waschen ist; denn das Meiste steht hier im geraden Gegensatze mit unsern Sitten, so wie z. B. die Araber von der rechten Seite zu Pferde steigen, von der Rechten zur Linken schreiben, den krummen Säbel mit der concaven Seite nach vorn tragen, den Bart stehen lassen und das Haupthaar scheeren, auf ihren eigenen Beinen statt auf Stühlen sitzen, das Brod warm und das Fleisch kalt essen, die Suppe nicht, wie wir, zum Anfang, sondern am Ende der Mahlzeit zu sich nehmen, beim Eintritt in ein Zimmer, statt wie wir die Kopfbedeckung, die der Füße abnehmen, und so vieles andere mehr. Eigneten sich übrigens unsere Wäscherinnen die afrikanische Manier an, so könnten sie doppelten Verdienst haben, nämlich unten waschen und oben noch dazu stricken.

Weilage



# Beilage zu No 7 des Telegraphen von Berlin.

Den 17. Februar 1837.

## Neueste Pariser Moden.

Paris, den 5. Februar 1837.

Der Hof-Ball in dieser Woche war eine glänzende Vorbedeutung für die Vergnügungen des Winters. Die Menge der vorgestellten und eingeladenen Damen war so groß, daß alle Säle angefüllt waren. Die verschiedensten Toiletten sah man neben einander; jeder Rang, jeder Titel, jede Würde, mischte sich in diese Woge von Blumen, Damen, Kerzenschimmer und Wohlgerüchen, die das königliche Palais in ein Feenschloß verwandelt hatten. Fast möchte man der Menge von Luxus und Vergnügungen den Vorwurf machen, daß sie zu groß war, und daß die Toiletten durch den Ueberfluß viel von ihrem Glanz einbüßten. Wir wollen daher aus der Mitte des Consiets von großartigen Toiletten nur derjenigen erwähnen, welche wir besonders betrachten konnten.

Die Prinzessinnen M. und E. trugen Kleider von weißem Tüll, tunikaartig gemacht, d. h. über dem ersten Tüll-Kleide befand sich ein zweites, welches bedeutend kürzer und vorn offen war. Bouquets von rothem Geranium waren unten an dem ersten Kleide, an jeder Seite des Bordertheils angebracht; zwei andere, ähnliche Bouquets zierten die Seiten der Tunika in der Mitte des Rockes. Der Haarpus bestand in einer Guirlande von Geranium. Die Königin trug ein Kleid von weißer Seide, dessen vordere Seite mit farbigen Bouquets gestickt war, eine Schürze bildete und ringsherum ging. Der Kopfspus bestand in einem Turban.

Die Herzogin v. S. glänzte durch die Pracht ihrer herrlichen Diamanten, welche sehr elegant angeordnet waren.

Wir sahen Kleider von streifigem Sammet, rosa oder blau, welche mit englischen Spitzen garnirt waren und vorne eine Schürze bildeten; ein einfacher Spitzen-Besatz ging um den Leib. Ferner ein Kleid von weißem Tüll auf blauseidenem Poul; unten am Rocke ein sehr hoher Volant, welcher vorn mit einem Bänder-Besatz von blauem Satin versehen war, über welchem ein zweiter Besatz von blauem Tüll sich befand; in dem Saume des Volant war ein Band von blauem Satin; an jeder Seite des Rockes sah man ein breites Band, welches durch zwei Oeffnungen gezogen war, von denen die eine über dem Volant, die andere zwei Hände unter der Taille sich befand, und eine Schleife bildete, deren Enden herabgingen. An den kleinen Ärmeln waren drei Besätze von Band, welche von einander durch

Besätze von Tüll getrennt waren. Eben dieselbe Garnitur ging auch um den kleinen einfachen Ueberschlag welcher um den Leib ging. Der Kopfspus bestand in Bouquets von blauen Glockenblumen und einem Goldbande auf der Stirn. Auch sahen wir ein Kleid von weißem Tüll, welches schürzenartig geöffnet und von jeder Seite durch 3 Geisblatt-Bouquets geschlossen war; unten sah man ein Band von weißem Satin, welches durch den Saum ging. Die kurzen Ärmeln hatten doppelte Bauschen, welche durch zwei Halb-Guirlanden von Geisblatt von einander getrennt waren; ähnliche Bouquets zierten auch die Brust.

Als Kopfspus dienten Geisblatt-Zweige, welche an die Seite gesteckt, beinahe den Hals berührten. — Ferner bemerkten wir ein Kleid von rosa Crêpe, welches mit einem Volant geschmückt war. An diesem waren in gewissen Zwischenräumen Rosen-Bouquets, deren Zweige sehr niedrig herabfielen, angebracht. Die kleinen Ärmel waren auf der Schulter mit einem Rosen-Bouquet geschmückt. Die Draperien des Leibchens waren mit eben solchen Rosen geziert und in der Mitte desselben wieder Rosen. Der Kopfspus bestand ebenfalls aus 2 Rosen-Bouquets, an jeder Seite der Stirne eines, welche durch eine Diamantenschnur verbunden wurden. Noch erwähnen wir eines Kleides von weißer Gaze, mit weißer Seide brochirt, welches mit einem Volant garnirt war, über welchem eine Reihe kleiner Pompons von weißem Satin, welche eine Blumen-Guirlande festhielten, angebracht war. Pompons zierten den Leib, die Ärmel, u. s. w.

Auch sahen wir viele Kleider von rosa und weißem Satin. Der größte Theil derselben war mit Gaze-Bauschen auf den Seiten garnirt und bildete eine Schürze. Diese Bauschen werden durch Blumen, welche in Zwischenräumen angebracht sind, von einander getrennt. Ferner bemerkten wir Kleider von Tüll oder einfachem Crêpe, welche an jeder Seite des Rockes mit einer einzigen Rose geschmückt waren. Rosen waren ebenfalls an den Draperien des Leibchens und in den Haaren angebracht. Einige Kleider von weißem Tüll hatten kurze Ärmel, welche durch ein Bracelet von Gold mit einem Samëen Beschlage in zwei Bauschen getheilt waren.

Alle Personen von Bedeutung in Paris waren auf diesem Balle, wo man allein 4000 Eingeladene zählte, versammelt. Man sah viele Fremde, unter andern, Schottländer welche in ihrem National-Costüm einen außerordentlich schönen Anblick gewährten.

Fast alle Frisuren wurden sehr niedrig, die Hand-

schube außerordentlich kurz, und viel Bracelets auf dem bloßen Arme getragen.

Die Blumen behaupten bei allen Toiletten der Hofbälle die Oberherrschaft. Die Tüll-Arten, Blondes und die schönsten Satins werden mit Bouquets, Guirlanden und Blüthenzweigen getragen, welche in dem prächtigen Garten in der Straße Richelieu, mit solcher Kunst, einem so ausgesuchten Geschmack gezogen werden, daß fast ein jeder die Elemente dieses anmuthigen Festschmuckes, welche in diesen glänzenden Versammlungen den Ruf der elegantesten Pariserinnen machen, von hier holt. Die Blumen von Delisle, die Kanten von Violard, die Turbane der Madame Dasse und die Bänder von Chary; dies alles bildet einen Contrast, aber überall findet man Grazie und Anmuth. Beim Anblick so vieler Diamanten und Blumen verwechselt man vor Staunen die Peruvianischen Minen mit den Magazinen Chagot's.

#### Herren-Moden.

Die dunklen Farben trägt man überall, auf dem Ball, der Soirée, den Promenaden, selbst im Hause; denn die Schlafröcke sind alle von schwarzem, von violetten, oder dunkelbraunem Zeuge mit matten Dessins und Gold und Purpur-Schattirungen. Der Beifall dessen sich die Röcke à la Pétrarque erfreuten, hat hinlänglich bewiesen daß diese Erfindung des Herrn Humann ebenso geschmackvoll als in dem reichsten und elegantesten Stiele war. Eine neue Art des Anzuges, durch welche Herr Humann eine ganz neue Berühmtheit erlangt hat, ist das Hof-Costüm.

Die habits habillés Kleider, (wie die Einladungen zum letzten Hof-Ball sagten) sind von Tuch und am Kragen, den Aufschlägen und der Taille gestickt. Das Futter ist von weißem Satin, ebenso der Besatz. Die Knöpfe, welche sehr breit und glänzend sind, werden auch auf Taschen an der Hüfte getragen. Die Form dieser Kleider ist verschieden: einige sind, wie unser Modenkupfer es zeigt, à la française, andere winkelig, wie die Uniformen ausgeschnitten. Wir sahen in den Ateliers des Herrn Humann Kleider: Entwürfe, welche zu gleicher Zeit die Bedingungen eines graciösen und eleganten Anzuges erfüllten. Es sind dies Kleider von rothem oder violetten Sammet, welche auf den Taschen, den Schößen, der Brust und der Taille mit Gold gestickt und mit Satin gefüttert sind. Sie nähern sich sehr der Mode des alten Hofes. Die Annahme dieser Neuigkeit würde ein großer Schritt zu der Wiedereinführung eines Costümes sein, welches jedermann wünscht, niemand aber zu unternehmen wagt.

Die Beinkleider sind von weißem Casimir oder von

schwarzem Seiden-Tuche; es werden an denselben goldene oder silberne Schnallen getragen.

Wir wiederholen es, daß auf Bällen und Soirées die schwarze Farbe besonders beliebt ist. Die Gilets sind schwarz auf schwarz; nur die Halsbinde ist weiß. An allen nicht schwarzen Kleidern trägt man Knöpfe à la française, deren wir schon, als einer der schönsten Winter-Neuigkeiten, erwähnt haben. Das Futter der Kleider ist von Satin oder schwarzseidenem Poulx und die Kragen von Sammet.

Auf der Promenade sieht man viel kleine wattirte Obergürtel mit großen Knöpfen von gesponnener Seide.

Auch tragen unsere Stutzer sehr hübsche Röcke, welche nur an den Rändern mit Astrachan garnirt und auf der Brust mit Schnüren geziert sind. Es werden jetzt nur Tricot-Beinkleider getragen.

Weil wir eben von den Hof-Kleidern und Herrn Humann sprachen; so wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß er in diesem Augenblicke mit der Anfertigung eines neuen Anzuges für die Deputirten-Kammer beschäftigt ist. Die Herren G. und B. trugen schon denselben. Die frühere Hose ist dem Pantalon und das französische Kleid dem Frack gewichen.

Auch bei der Kopfbedeckung sahen wir vieles Neue; unendlich verschieden sind die Formen der Claques und Hüte. Die Magazine des Herrn Gibus sind eine fruchtbare Kunstammer von allen Arten Kopfbedeckungen, welche nur erfunden zu sein scheinen, um die Käufer zu quälen und wegen der Wahl in Verlegenheit zu setzen. Hier sahen wir große Haufen von Reishüten, Claques, Promenadenhüten, Mützen und Poques; überhaupt scheint es, daß Herr Gibus beabsichtigt hat, uns von Neuem den bekannten Satz sagen zu lassen: „Man muß es sehen um zu glauben.“

#### Modenkupfer No. 7.

1. Civilist im Cour-Anzuge.
2. Anzug zur Privat-Gesellschaft.
3. Wienerin im Ball-Anzuge. Kleid von Brüssler Anglais. Varet mit Federn und Blumen.

#### Gedankenspäne.

Manche Menschen gleichen den Glasharmonikas; man muß sie anfeuchten, wenn man schöne Töne aus ihnen hervorbringen will.



Telegraph v. Berlin. 1.

2.

3.

W. J. v. 1837.

